



Leseprobe

Sophie Martaler

Die Erben von Seydell - Das Gestüt

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 480

Erscheinungstermin: 19. Oktober 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

*Für die, die vor uns da waren
und deren Wünsche und Träume wir in uns tragen*



Atlantischer Ozean

- Mittelmächte
- Entente
- Verbündete der Entente
- Neutrale Staaten

Golf von Biskaya

SPANIEN

Nordsee

GROSSBRITANNIEN UND IRLAND

NIEDERLANDE

FRANKREICH

LUXEMBURG

Mittelmeer

Gestüt Los Pinos beim Dorf Urribate





Kapitel 1

London, November 1947

Elisabeth Clarkwell beerdigte ihren Mann an dem Tag, an dem ihre Namensvetterin, die zukünftige Königin von England, ihre große Liebe heiratete. Es war ein kalter, nebliger Novembormorgen, ein scharfer Wind wehte über den Friedhof von Highgate und ließ Elisabeth unter ihrem zerschlissenen Mantel frösteln.

Sie war allein gekommen, niemand sonst gab Hugh Clarkwell das letzte Geleit. All ihre Bekannten hatten sich entschuldigt, sie versuchten lieber, einen Blick auf das glückliche Brautpaar in der prächtigen Kutsche zu erhaschen. Elisabeth konnte es ihnen nicht verdenken, jeder sehnte sich nach dem Anblick von etwas Schönem in dieser hässlichen, vom Krieg ausgezehrten Stadt. Einzig ihr Onkel Robert hätte ihr gern zur Seite gestanden, doch er war inzwischen zu schwach, um das Bett zu verlassen, ganz zu schweigen davon, dass er sich auf die beschwerliche Zugreise von Norfolk nach London hätte machen können.

Die Zeremonie war kurz und schlicht. Elisabeth konnte sich keine aufwändige Feier leisten und schon gar keinen teuren Sarg. Die Kosten für die Beerdigung hatten ohnehin

schon einen Großteil ihrer eisernen Reserve aufgebraucht. Wie in Trance ließ sie alles über sich ergehen und kam erst wieder zu sich, als sie sich auf den Heimweg machte und die Highgate Road hinunter in Richtung Chalk-Farm lief. Je mehr sie sich dem alten Gospel-Oak-Bahnhof näherte, desto grauer und schmutziger wurde es rechts und links von ihr. Gebäude mit vernagelten Fenstern säumten die Straße, von den Fassaden bröckelte der Putz, und wo Bomben niedergegangen waren, klafften hässliche Löcher in den Häuserzeilen. Über allem lag der Gestank der Kohleöfen und der ewige, allgegenwärtige Staub, der sich in den Falten der Kleidung festsetzte, in Nase und Ohren eindrang und einen widerlichen Geschmack auf der Zunge hinterließ.

Schlagartig überfiel Elisabeth ein Gefühl von Einsamkeit, so übermächtig, dass ihr schwindelig wurde. Sie musste einen Augenblick stehen bleiben und sich an eine niedrige Mauer lehnen, sonst wäre sie gestürzt.

»Alles in Ordnung, Miss?«, hörte sie eine Stimme.

Sie hob den Kopf. Vor ihr stand ein junger Mann, kaum zwanzig, in einem abgetragenen Anzug. Sein Kinn war frisch rasiert, sein Haar akkurat zurückgekämmt. Es glänzte so tiefschwarz, als hätte er Schuhcreme statt Pomade benutzt.

»Mir geht es gut«, erklärte sie rasch. »Nur ein kleiner Schwindel.«

»Ich kann einen Arzt rufen.«

»Nein, nicht nötig.« Sie zwang sich ein Lächeln auf die Lippen. »Ich habe wohl zu wenig gegessen.« Sie straffte die Schultern und lief weiter, noch bevor der Mann etwas erwidern konnte. Ein weiteres freundliches Wort, und sie hätte die Tränen nicht länger zurückhalten können.

Als sie ihre Hände in die Manteltaschen schob, stieß sie mit den Fingern an den kleinen Gegenstand, den sie heute Morgen eingesteckt hatte. Es war ein winziger Vogel aus Porzellan, kunstvoll bemalt. Dem armen Tier fehlte ein Flügel, doch je nachdem, wie man ihn hielt, war der Defekt nicht zu sehen. Die Figur war einer der wenigen Gegenstände, die Elisabeth vor mehr als zwanzig Jahren aus ihrer Heimat mitgebracht hatte. Das Vögelchen, eine alte Puppe, eine Spieluhr und die Kette mit dem Medaillon, die sie um den Hals trug und die sie von ihrer Großmutter zur Geburt bekommen hatte.

Als sie Hugh im Herbst 1944 zur Feier ihrer Verlobung zum ersten Mal in ihre Wohnung in den St Ann's Gardens hinaufgebeten hatte, war ihm das kleine Porzellantier auf dem Kaminsims sofort aufgefallen.

»Wir haben beide etwas einbüßen müssen in diesem verfluchten Krieg«, hatte er zu dem Vogel gesagt. »Aber wir lassen uns nicht unterkriegen, nicht wahr, mein Freund?«

Elisabeth hatte ihn nicht berichtet. Die Porzellanfigur war nämlich nicht bei einem Bombenangriff vom Sims gefallen, sondern schon beschädigt aus Deutschland angereist, im Juli 1926, als man Elisabeth als Dreijährige nach dem Tod ihrer Eltern zu ihrem Onkel Robert brachte. Sie selbst hatte den Vogel einmal wütend zu Boden geworfen, als sie ein Kleid anziehen sollte, das sie nicht mochte, weil es am Hals kratzte. Das war anlässlich einer anderen Beerdigung gewesen. Aber daran wollte sie nicht zurückdenken.

Hugh war wie dieser Vogel gewesen, versehrt, aber standhaft, und deshalb hatte Elisabeth ihm die Figur mitgeben wollen auf seine letzte Reise. Und dann hatte sie es doch

nicht fertiggebracht, sie stattdessen in der Manteltasche festgehalten, sich an sie geklammert, als würde ein Teil von Hugh bei ihr bleiben, wenn sie das Tier nie wieder losließ.

An jenem Abend 1944 hatten sie gemeinsam eine Flasche Wein geleert und auf die Zukunft angestoßen. Elisabeth war trotz des Krieges voller Zuversicht gewesen. Mit Hugh an ihrer Seite würde sie alles durchstehen, davon war sie fest überzeugt. Er würde ihre Familie sein, wenn Onkel Robert nicht mehr da war, ihr Freund, ihr Gefährte in dieser zunehmend bedrohlichen, lauten und verwirrenden Welt.

Elisabeth war nie besonders gesellig gewesen, schon als kleines Mädchen nicht. Sie kam besser mit Tieren zurecht als mit Menschen, darin glich sie ihrem Onkel. Und seit ihre Schulfreundin Margaret, mit der sie die Wohnung in den St Ann's Gardens gemeinsam angemietet hatte, zu Beginn des Krieges nach Durham zu ihrer Familie zurückgekehrt war, hatte sich ihr gesellschaftliches Leben auf einen gelegentlichen Plausch mit ihrer Vermieterin beschränkt, bei dünnem Tee in deren enger Küche im Erdgeschoss des Hauses.

Mit ihren Kolleginnen auf der Arbeit verband Elisabeth nicht viel. Die vergnügten sich am Wochenende bei Musik und Tanz mit den GIs im Rainbow Corner, dem amerikanischen Rotkreuzclub in der Nähe des Piccadilly Circus. Die Amerikaner waren spendabel mit Zigaretten und Cola und hatten Zugang zu unbegrenzten Mengen irischen Whiskeys, doch nicht alle Frauen, die den Club besuchten, waren von untadligem Ruf. Viele arbeiteten dort als bezahlte Hostessen.

Elisabeth konnte mit derartigen Vergnügungen nichts anfangen. Sie zog den Geruch nach Heu und Leder dem Duft

eines exklusiven Parfüms vor. Und sie saß lieber im Sattel als auf einem Barhocker, auch wenn sie in letzter Zeit kaum Gelegenheit dazu gehabt hatte.

Hugh Clarkwell war ihr auf Anhieb sympathisch gewesen, weil er ähnlich menschencheu zu sein schien wie sie. Er würde sie nicht auf Partys oder in Nachtclubs schleppen, sondern wie sie einen ruhigen Abend am Kamin mit einem Buch auf dem Schoß vorziehen.

Der Wein, mit dem sie auf ihre Verlobung angestoßen hatten, hatte sauer geschmeckt, aber sie waren froh gewesen, überhaupt eine Flasche aufgetrieben zu haben. Während sie an den Gläsern nippten, gingen im Osten von London Brandbomben nieder, und das Rattern der Luftabwehrgeschütze zerriss die abendliche Stille.

Das trübte Elisabeths Stimmung jedoch nicht. Hugh wachte die ganze Nacht an ihrer Seite, genau wie zwei Wochen zuvor, als sie sich im Camden-Town-Luftschutzkeller zum ersten Mal begegnet waren, und sie fühlte sich sicher und geborgen.

An dem Tag, an dem sie sich kennengelernt hatten, war Elisabeth wie immer spät dran gewesen, weil sie von ihrem Arbeitsplatz bei der Midland Bank in der Poultry, wo sie als Stenotypistin tätig war, mehr als eine Stunde für den Heimweg nach Camden brauchte. Als der Alarm losging, hatte sie gerade ihr Abendessen beendet und wollte es sich mit einem Buch im Sessel bequem machen. Die Fenster ihrer kleinen Wohnung hatte sie bereits verdunkelt, und sie freute sich auf einen ruhigen Abend.

Sie überlegte kurz, einfach zu Hause zu bleiben. Wirklich sicher war man ohnehin nirgendwo, auch in den unter-

irdischen Schutzräumen nicht. Zwei ihrer Arbeitskolleginnen waren beim Einschlag einer Bombe in den U-Bahnhof Bank in der Londoner City im Januar 1941 ums Leben gekommen.

Aber dann griff sie doch nach ihrer Handtasche, klemmte sich Decke und Kissen unter den Arm und eilte nach draußen. Die Batterie ihrer Taschenlampe war schwach, sodass sie kaum etwas sah. Als sie die Buck Street erreichte, wo in einem trutzigen Backsteingebäude der Eingang zum Camden Town Luftschutzkeller lag, sah sie gerade eine Familie mit fünf Kindern die Treppe hinunterstolpern. Das jüngste weinte und schrie, bestimmt hatte man es aus dem Schlaf gerissen. Sie eilte auf den Eingang zu.

Doch der Luftschutzwart hielt sie zurück. »Alles voll, Miss, ich darf niemanden mehr reinlassen. Versuchen Sie es in der U-Bahn-Station.«

»Aber ich habe ein Ticket«, protestierte Elisabeth und öffnete ihre Handtasche.

In die U-Bahnhöfe gelangte man mit der Bahnsteigkarte, doch für die tiefer gelegenen Luftschutzräume, in denen es Stockbetten gab und man die Nacht nicht auf dem Boden verbringen musste, brauchte man eine Eintrittskarte.

»Tut mir leid, Miss. Ich habe meine Befehle. Voll ist voll.«

Schon war das Dröhnen der Motoren zu hören, und die Scheinwerfer der Flugabwehr zerschnitten die Finsternis der Nacht.

»Aber ...« Hektisch sah Elisabeth sich um. Wäre sie doch nur zu Hause geblieben! Wo sollte sie jetzt hin? Wieder einmal dachte sie, dass es besser gewesen wäre, auf ihren Onkel zu hören, der sie immer wieder beschworen hatte, zu ihm

nach Norfolk zu kommen, wo man vom Krieg so gut wie nichts mitbekam. Aber dann hätte sie ihre Wohnung und ihre Arbeitsstelle verloren.

»Gibt es ein Problem?«, hörte sie eine Stimme.

Elisabeth drehte sich wieder zum Eingang um und entdeckte einen hochgewachsenen, gutaussehenden Mann, der neben dem Schutzwart stand und sie freundlich anlächelte.

»Ich habe ein Ticket, aber der Herr hier lässt mich nicht ein.«

»Es ist alles voll, Sir«, verteidigte sich der Mann. »Bitte treten Sie zurück.« Der Fremde zog eine Karte aus dem Jackett und hielt sie dem Luftschutzwart hin. »Das geht in Ordnung, die Dame gehört zu mir.«

Der Luftschutzwart blickte irritiert zwischen Elisabeth und dem fremden Mann hin und her, schaute auf die Karte und zuckte dann mit den Schultern. »Meinetwegen, Sir. Wenn das Ihre Frau ist, dann darf sie natürlich hinein. Aber beeilen Sie sich, es geht gleich los.«

Benommen folgte Elisabeth dem Fremden die Stufen hinunter. Er bewegte sich ein wenig unbeholfen, zog das Bein nach, als wäre es steif. Am Fuß der Treppe blieb er stehen und drehte sich zu Elisabeth um.

»Kommen Sie, Miss, wir haben es gleich geschafft.« Er griff nach ihrem Arm und führte sie behutsam vorbei an endlosen Reihen von Stockbetten, zwischen herumtollenden Kindern, Koffern und Bündeln hindurch, bis er vor einem Bett stehen blieb. Ganz oben lag eine Frau, den Kopf auf einen Stoffbeutel gebettet, in der mittleren Etage kuschelten sich zwei kleine Mädchen aneinander. Auf dem unteren Bett stand eine kleine Reisetasche.

Der Mann nahm sie herunter. »Machen Sie es sich bequem, Miss.«

»Aber das ist doch bestimmt ...«

»Ich kann ohnehin nicht schlafen. Wenn Sie erlauben, lasse ich mich vor Ihnen auf dem Boden nieder.«

»Das ist wirklich sehr freundlich, Mr ...?«

»Clarkwell. Hugh Clarkwell, zu Ihren Diensten.«

»Freut mich, Mr Clarkwell. Ich bin Elisabeth von Seydell.«

»Deutsche?« Er hob eine Braue.

»Meine Eltern waren deutsch. Ich bin in England aufgewachsen. Mein Onkel, Robert von Seydell, ist Pferdemeister Seiner Majestät im königlichen Gestüt Sandringham.«

Hugh Clarkwell deutete eine Verbeugung an. »Es ist mir eine Ehre, Miss Seydell.«

»Ihre Frau ...«

Hugh Clarkwell beugte sich herunter zu ihrem Ohr. »Ich habe keine Frau«, flüsterte er. »Aber nicht weitersagen.«

In jener Nacht wich Hugh nicht von ihrer Seite. Und am Morgen gingen sie zusammen in einem Café in der Queen's Crescent frühstücken, bevor er sie nach Hause geleitete. Es war ein Sonntag, und sie musste nicht arbeiten. Zehn Tage später machte er ihr einen Antrag. Elisabeth, die nicht ohne die Zustimmung ihres Onkels heiraten wollte, begab sich mit Hugh auf die Zugreise nach Norfolk. Sie stellte ihren Verlobten ihrem Onkel vor, der in einer Dienstwohnung über den Stallungen lebte.

Robert von Seydell war alles andere als angetan von den überstürzten Heiratsplänen seiner Nichte. Er prüfte Hugh Clarkwell auf Herz und Nieren, fand jedoch nichts an ihm

auszusetzen. Ganz im Gegenteil. Hugh besaß nicht nur einen untadligen Charakter, er war zudem ein Kriegsheld.

Am 30. Mai 1940 hatte Hugh sich westlich von Düнкirchen eine schwere Verletzung zugezogen. Er hatte sich mit einigen anderen freiwillig gemeldet, um den Vormarsch der Deutschen zu stoppen und so Tausenden Kameraden die Flucht über den Kanal zu ermöglichen. Am zweiten Tag der Operation hatte ihm eine Granate den Unterschenkel weggerissen. Er war sicher, dass er verbluten würde, doch einer seiner Kameraden schleppte ihn auf den Schultern hinter die Linien. Hugh hatte sein Bein verloren, aber sein Leben behalten. Der junge Soldat, der ihn gerettet hatte, war zwei Tage später gefallen.

Da Hugh nicht mehr kämpfen konnte, versuchte er, sich auf andere Weise in der Heimat nützlich zu machen, aber mit seinem Handicap konnte er weder einen Wagen fahren noch als Brandschutzwache auf Dächern herumklettern. Und eine Arbeit am Schreibtisch lag ihm nicht. Vor dem Krieg hatte er bei einem exklusiven Herrenschnneider in der Savile Row gearbeitet, doch das Geschäft gab es nicht mehr. Eine Brandbombe hatte es zerstört, zudem war der Bedarf an maßgeschneiderten Anzügen während des Krieges nicht besonders hoch.

Also hatte Elisabeth nach der Hochzeit ihre Anstellung bei der Bank behalten. Hugh war aus dem kleinen Zimmer in Islington, wo er zur Untermiete wohnte, in ihre Wohnung gezogen und hatte Gelegenheitsjobs angenommen, wann immer sich eine Möglichkeit dazu bot. Es hätte auch feste Stellen für ihn gegeben, Arbeitskräfte wurden überall händelnd gesucht, sogar Herrenschnneider. Doch Hugh hielt

es nicht aus, stundenlang am selben Platz zu sitzen, genau wie er es nicht aushielt, stundenlang im Bett zu liegen und zu schlafen. Er sagte immer, die Front säße ihm im Nacken, und wenn er zu lange stillhielte, hole sie ihn ein, dann wäre er wieder mitten in der Schlacht, röche den Gestank des Todes, höre die Schreie der Verwundeten, das Rattern der Maschinenpistolen und das Donnern der Granaten.

Also arbeitete er mal hier, mal da, um seine spärliche Rente aufzubessern, und nach dem Krieg investierte er in verschiedene Geschäfte, hatte jedoch eine Pechsträhne, sodass am Ende auch Elisabeths Ersparnisse aufgebraucht waren.

Hugh hatte immer gesagt, dass er in Dünkirchen dem Tod nur ein Schnippchen auf Zeit geschlagen habe und dass dieser eines Tages kommen würde, um sich zu holen, was rechtmäßig sein war. Genau so kam es. Und es war ausgerechnet sein Bein, das ihm zum Verhängnis wurde. Als er die Malden Road überqueren wollte, bog ein Auto mit hoher Geschwindigkeit um die Ecke, und Hugh schaffte es nicht, schnell genug auszuweichen.

Er war sofort tot.

Der Fahrer des Unfallwagens ließ Hugh auf der Straße liegen und fuhr davon. Er wurde nicht gefasst.

Elisabeth hatte die Queen's Crescent erreicht, es war nicht mehr weit bis nach Hause. Als sie in die St Ann's Gardens bog, bemerkte sie zwei Männer, die vor ihrem Haus standen. Der eine war schlank und elegant gekleidet, der andere breit und grobschlächtig, trug aber ebenfalls einen gut geschnittenen Anzug. Sie schienen auf etwas oder jemanden zu warten.

Verunsichert ging Elisabeth weiter. Als sie die Haustür erreichte, trat der schlanke Mann vor.

»Mrs Clarkwell?« Er hatte eine kleine Narbe über der Oberlippe, die unnatürlich weiß glänzte.

»Ja?«

»Schön, dass ich Sie antreffe.« Er lüftete seinen Hut.

»Wer sind Sie?«

Er lächelte, die Narbe zuckte. »Ein, hm, Geschäftsfreund Ihres verstorbenen Gemahls. Nennen Sie mich Mr Smith. Mein Beileid, übrigens.«

»Danke.« Elisabeth runzelte die Stirn. Hugh hatte nie einen Mr Smith erwähnt.

»Möchten Sie uns nicht hineinbitten? Wir haben eine delikate Angelegenheit zu besprechen.«

Irritiert sah Elisabeth ihn an. »Ich fürchte, ich verstehe nicht, Mr Smith.«

»Sicherlich wissen Sie, dass der verstorbene Mr Clarkwell uns noch eine gewisse Summe Geld schuldig ist.«

Elisabeth erschrak. »Eine gewisse Summe? Worum geht es überhaupt?«

»Vielleicht sollten wir das nicht hier draußen besprechen.« Der Mann blickte die Straße auf und ab.

Elisabeth drückte die Schultern durch. »Ich habe gerade meinen Mann beerdigt. Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, tun Sie es hier und jetzt!«

»Wie Sie meinen.« Wieder zuckte die Narbe. Der Mann sah kurz zu seinem Begleiter, der noch kein Wort gesprochen hatte, bevor er fortfuhr: »Hugh Clarkwell hat sich eine große Summe Geld bei uns geliehen. Mit Zinsen belaufen sich seine Schulden auf eintausendfünfhundertfünfunddreißig Pfund.«

Elisabeth schlug die Hand vor den Mund. »Tausendfünfhundert Pfund? Aber ... das ist nicht möglich!«

Der Fremde zog ein Papier aus der Tasche und hielt es ihr hin. »Erkennen Sie die Unterschrift?«

Elisabeth warf nur einen flüchtigen Blick darauf. Ihr war schon wieder schwindelig, die Buchstaben und Zahlen verschwammen vor ihren Augen, doch die Unterschrift erkannte sie. »So viel Geld, wie kann das sein?« Nicht in zehn Jahren würde sie genug verdienen, um auch nur die Zinsen zurückzuzahlen. »Ich verstehe das nicht. Um was für ein Geschäft handelt es sich denn?«

»Geschäft?« Der Mann grinste. »Ihr Gatte hatte eine Schwäche fürs Pokerspiel, Madam.«

Elisabeth fasste sich an die Kehle. »Spielschulden? Aber Hugh hat doch ...« Sie brach ab. All die Abende fielen ihr ein, an denen Hugh nicht nach Hause gekommen war. Das Geld, um das er sie gebeten hatte, weil angeblich ein gutes Geschäft winkte, über das er jedoch nicht reden wollte. Manchmal hatte er tatsächlich ein hübsches Sümchen mit nach Hause gebracht. Dann hatte er ihr neue Strümpfe oder Stoff für ein Kleid spendiert und ihr vorgeschwärmt, dass alles bald besser würde, weil die Geschäfte jetzt liefen. Aber weit häufiger war sie morgens aufgewacht, und Hugh hatte im Sessel gesessen, das Gesicht versteinert, und ihr etwas von einem gestohlenen Lkw oder einem betrügerischen Geschäftspartner erzählt. Sie war nie auf die Idee gekommen, seine Worte anzuzweifeln.

»Sie verstehen sicherlich, dass ich auf eine so große Summe nicht einfach verzichten kann«, platzte Mr Smith in ihre Gedanken. »Schließlich habe auch ich Verpflichtungen, denen ich nachkommen muss.«

»Aber ich ... ich habe das Geld nicht.« Elisabeth ließ den Kopf hängen. Sie könnte mit Mühe und Not zehn Pfund zusammenkratzen. Wenn überhaupt.

»Sie haben doch einen vermögenden Onkel, Mrs Clarkwell. Ist er nicht königlicher Pferdemeister?«

Viele dachten, dass Robert von Seydell reich war, weil er lange Jahre eine so hohe Position innegehabt hatte. Aber das stimmte nicht. Ihr Onkel hatte genug verdient, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten und ein wenig zur Seite zu legen. Mehr nicht. Dass er noch in Sandringham wohnen durfte, obwohl er zu krank war, um noch zu arbeiten, war allein der Güte des Königs zu verdanken, der ihren Onkel wie einen Freund behandelte.

»Ich gebe Ihnen eine Woche.« Mr Smith fasste sie am Kinn und zwang sie, ihn anzusehen.

Elisabeth wich zurück.

Der Mann hob die Hände. »Aber, aber, Madam. Glauben Sie etwa, ich würde Ihnen etwas antun? Sie beleidigen mich, ich bin ein Ehrenmann.«

Elisabeth antwortete nicht. Sie hatte Mühe, sich aufrecht zu halten.

»Eine Woche, dann will ich das Geld haben. Und wenn Sie nicht zahlen können ...«

Elisabeths Blick schoss zu dem Muskelprotz, der seine Finger knetet.

»Keine Sorge, Madam. Wir rühren keine Frauen an«, sagte Mr Smith mit einem amüsierten Lächeln. »Sollten Sie das Geld nicht zusammenbekommen, geben wir Ihnen die Möglichkeit, es abzarbeiten. In einem unserer Clubs. Mein Freund hier würde Sie einweisen, es ist ganz leicht.« Der

belustigte Ausdruck verschwand aus seinem Gesicht. »Ach, noch etwas. Keine Polizei. Sonst sehen wir uns gezwungen, unsere guten Manieren zu vergessen.«

Bevor Elisabeth etwas erwidern konnte, hob Mr Smith seinen Hut, verneigte sich und wandte sich ab. Mit seinem stummen Kompagnon im Gefolge bog er in die Queen's Crescent und war verschwunden. Elisabeth taumelte zur Haustür und lehnte sich dagegen. Tausendfünfhundert Pfund! Niemals würde sie in einer Woche so viel Geld zusammenbekommen, selbst wenn sie alles verkaufte, was sie besaß, und all ihre Bekannten anpumpte.

Sie hatte gedacht, Hughs Tod wäre das Schlimmste, was ihr zustoßen konnte. Sie hatte sich geirrt.

Eine Weile stand sie da, zu kraftlos, um auch nur einen Finger zu rühren. Als sie endlich aus ihrer Erstarrung erwachte, schaffte sie es kaum, den Schlüssel ins Schloss zu stecken, so sehr zitterten ihre Hände. Sie stolperte in den Flur und schleppte sich die Stufen hinauf. In ihrer Wohnung ließ sie sich auf einen Küchenstuhl fallen. Sie vermisste Hugh, und gleichzeitig war sie wütend auf ihn. Wie hatte er sie so zurücklassen können, mit einem riesigen Berg Schulden bei einem zwielichtigen Kerl, der sie ohne Skrupel auf offener Straße bedrohte?

Elisabeth wusste nicht, wie lange sie schon dasaß, als es plötzlich klopfte. Sie erschrak zu Tode. Hatten die Männer es sich anders überlegt? Wollten sie das Geld sofort haben?

Es klopfte erneut. Dann ertönte die Stimme ihrer Vermieterin. »Mrs Clarkwell, alles in Ordnung?«

Elisabeth riss sich zusammen. »Ja. Danke, es geht mir gut.«
»Lust auf eine Tasse Tee? Ich könnte Ihnen erzählen, wie

das Brautkleid aussah. Eine Pracht, sage ich Ihnen. Prinzessin müsste man sein.«

»Danke, nein. Ich bin müde. Morgen vielleicht.«

»Dann ruhen Sie sich aus, Mrs Clarkwell. Wenn Sie es sich anders überlegen, wissen Sie ja, wo Sie mich finden.«

Elisabeth hörte Schritte auf der Treppe, dann war es wieder still. Sie vergrub das Gesicht in den Händen und weinte, bis sie vor Erschöpfung am Tisch einschlief.

Sandringham, drei Tage später, November 1947

Drei Tage waren vergangen, seit Elisabeth Hugh beerdigt hatte und von den beiden zwielichtigen Männern aufgesucht worden war. Manchmal dachte sie, es wäre alles nur ein Albtraum gewesen, und atmete erleichtert auf. Aber dann fiel ihr Blick auf den Esstisch, auf dem die Spielkarte lag. Eine Herzdame.

Mr Smith, oder wie auch immer er wirklich hieß, musste sie durch den Briefschlitz geworfen haben, denn als Elisabeth am Tag nach der Beerdigung von der Arbeit heimgekommen war, hatte sie zusammen mit zwei Briefen hinter der Tür gelegen. Die Botschaft war unmissverständlich. Die Karte spielte nicht nur auf die Art von Hughs Schulden an, sondern auch darauf, wie Elisabeth sie würde zurückzahlen müssen, wenn sie das Geld nicht auf andere Weise zusammenbekam. Und sie war der Beweis dafür, dass Elisabeth nicht bloß schlecht geträumt hatte. Der Fremde und die Bedrohung, die von ihm ausging, waren leider allzu real.

In den vergangenen Tagen hatte sie mehrfach mit ihrem

Onkel telefonierte, dem ihre gedrückte Stimmung natürlich aufgefallen war. Doch er hatte sie auf die Trauer um Hugh zurückgeführt. Er ahnte nicht, dass Elisabeth längst nicht mehr traurig war, sondern aufgebracht und verzweifelt. Wie hatte Hugh ihr das antun können? Und wieso hatte sie nichts bemerkt? Hätte sie nicht zumindest ahnen müssen, dass etwas an den nächtlichen Geschäften ihres Mannes faul war?

Sie hatte das dringend nötige Gespräch mit ihrem Onkel immer wieder aufgeschoben. Er war so schwach, sie wollte nicht, dass er sich aufregte. Aber so sehr sie sich den Kopf zerbrochen hatte, ihr war keine andere Lösung eingefallen. Und die Zeit rann ihr durch die Finger, sie musste endlich handeln.

Zwar besaß ihr Onkel kein Vermögen. Aber er hatte mächtige Freunde. Der König selbst nannte ihn seinen lieben Robert. Vielleicht wusste er ja einen Ausweg. Er würde ihr helfen. Er musste. Wenn nicht ... daran mochte sie gar nicht denken.

Also machte Elisabeth sich am Sonntag nach Hughs Beerdigung auf den Weg nach Norfolk. Im Zug überlegte sie noch einmal hin und her, sie erwog sogar, aus London zu verschwinden, unterzutauchen, sich einen neuen Namen zuzulegen und irgendwo weit weg neu anzufangen. Aber wovon sollte sie in der Fremde leben? Und wohin sollte sie gehen?

Je weiter sie nach Norden fuhr, desto unwirklicher erschien ihr das vom Krieg gezeichnete London. Hier draußen auf dem Land gab es keinen Schutt, keine zerstörten Häuser, keine hässlichen Bombenkrater.

Auch in Sandringham schien die Zeit stehen geblieben zu

sein. Gesäumt von alten, mit goldenem Herbstlaub bedeckten Bäumen, akkurat gestutzten Hecken und gepflegten Rasenflächen reckte sich der mächtige rote Backsteinbau mit den vielen Erkern und Türmchen ehrfurchtgebietend wie eh und je in den Himmel. Trotz der Kälte grasten die Stuten mit ihren Fohlen auf den weitläufigen Koppeln. Statt nach Staub und Dreck roch die Luft nach frisch geschnittenem Gras und vom Regen getränkter Erde.

Die Stallungen lagen abseits des Herrenhauses am östlichen Rand des großen Parks. Als Elisabeth das Schlafzimmer in der kleinen Dienstwohnung ihres Onkels betrat, erschrak sie, so sehr hatte er abgenommen, seit sie zum letzten Mal bei ihm gewesen war. Er verschwand fast in dem großen Bett, und sein Gesicht war ebenso weiß wie das Laken. Der einst so stolze Mann mit dem aufrechten Gang und den breiten, muskulösen Schultern war nur noch ein Schatten seiner selbst. Der Tod hatte ihn bereits gezeichnet, das war nicht zu übersehen.

Als er sie erblickte, verzogen sich seine blassen Lippen zu einem breiten Lächeln. »Elisabeth, mein Kind.« Seine Stimme, die immer volltönend gewesen war, klang rau und kratzig.

»Onkel, wie geht es dir?« Elisabeth setzte sich behutsam auf die Bettkante.

»Der Krebs ist gierig, er frisst mich von innen her auf.« Robert machte eine wegwerfende Handbewegung. »Aber scher dich nicht um mich, Kind, ich bin ein alter Mann. Was ist mit dir? Kommst du zurecht?«

Elisabeth senkte den Blick. Durfte sie ihn wirklich mit ihren Sorgen belasten? Was, wenn der Schock ihm zu sehr

zusetzte? Wenn er sich die Schuld an ihrem Unglück gab, weil er Hughs wahren Charakter nicht erkannt hatte? Durfte sie wirklich so egoistisch sein?

Robert griff nach ihrer Hand. »Was bedrückt dich, mein Kind? Trauerst du so sehr um Hugh? Oder ist da noch etwas anderes?«

O Gott, o Gott, was sollte sie nur sagen?

»Ich möchte dich nicht auch noch verlieren, Onkel Robert. Du bist alles, was ich habe.«

Er sah sie ernst an. »Du bist stark, Elisabeth.«

Sie holte Luft. Sie musste es wagen. »Onkel, ich ...«

In dem Augenblick begann Robert zu husten. Er keuchte, rang nach Luft, wurde von einem Anfall geschüttelt, der nicht enden wollte.

Elisabeth half ihm, sich aufzurichten, und stützte ihn, so gut es ging, hielt ihm ein Taschentuch vor den Mund, das sich rot färbte vom Blut. Als der Anfall allmählich abebbte, griff sie nach dem Wasserglas, das auf dem Nachttisch bereitstand, und setzte es ihm an die Lippen.

Robert nippte einige Male, dann ließ er sich erschöpft zurück ins Kissen sinken. »Gib mir einen Augenblick«, bat er und schloss die Augen.

»Lass dir Zeit, Onkel.« Elisabeth tätschelte seine Hand und wandte den Blick zum Fenster. Erinnerungen stiegen in ihr auf. Sandringham war fast ihr ganzes Leben lang ihr Zuhause gewesen. Hier in den Ställen, zwischen den wertvollen Zuchtstuten, mit dem Geruch nach Zaumzeug, Schweiß und Stroh in der Nase, war sie groß geworden. Später, als sie aufs Internat ging, hatte sie immer die Schulferien hier verbracht, und ihr Onkel hatte sie alles gelehrt, was es über die

Zucht von Rennpferden zu wissen gab. Sie hatte alle Stuten und ihre Fohlen beim Namen gekannt, noch bevor sie ihren eigenen hatte schreiben können. Und sie kannte die Eigenarten eines jeden Tieres, wusste, wie man am besten mit ihm umging.

Ihr Onkel hatte ihr auch das Reiten beigebracht, obwohl er sich stets um sie zu sorgen schien und sie nie allein ausreiten ließ. Immer musste sie einen Begleiter mitnehmen, der darauf achtete, dass sie nicht in unebenem Gelände galoppierte oder zu hohe Hindernisse nahm.

Einer der Stallknechte hatte einmal angedeutet, dass es einen Grund dafür gab, dass Robert sich solche Sorgen um sie machte, wenn sie im Sattel saß, doch weder ihm noch einem der anderen Bediensteten waren mehr als ein paar Andeutungen zu entlocken gewesen. Und ihren Onkel selbst hatte Elisabeth nicht zu fragen gewagt.

Doch auch mit dieser Einschränkung hatte Elisabeth sich in Sandringham so frei und glücklich gefühlt wie an keinem anderen Ort. Sie liebte die Pferde, und die Pferde schienen auch sie zu lieben. Selbst die launischen, eigenwilligen Tiere entspannten sich, wenn Elisabeth in ihrer Nähe war. Sie hatte das Gespür für die Pferde im Blut, hatte Robert ihr erklärt. Es lag in der Familie.

Sie hätte gern an seiner Seite gearbeitet statt in einem Büro in London. Aber als Frau war ihr diese Laufbahn verwehrt.

»Elisabeth?«

Sie löste den Blick vom Fenster. »Ja, Onkel. Fühlst du dich besser?«

»Mein ganzer Körper schmerzt. Mein Brustkorb fühlt

sich an, als wäre er in einen Schraubstock eingezwängt, jeder Atemzug ist eine Tortur. Ich fürchte, mein Kind, es geht bald zu Ende mit mir.«

»Sag so etwas nicht, Onkel. Du bist zäh und unverwundlich, das hast du selbst immer gesagt.«

»Ich wollte doch, dass meine kleine Lizzy sich sicher und geborgen fühlt. Das ist jetzt nicht mehr nötig.«

Elisabeth presste die Lippen zusammen.

»Du schaffst es ohne mich, nicht wahr?« Wieder hustete er, doch diesmal war der Anfall rasch vorüber.

Elisabeth tupfte ihm das Blut aus dem Mundwinkel. »Onkel?« Sie wollte sagen, dass sie ihn mehr brauchte als je zuvor, dass er ihr helfen musste, aber sie brachte es nicht übers Herz.

»Ja, mein Kind?«

»Ach, nichts.« Die Verzweiflung trieb Elisabeth die Tränen in die Augen, hastig wischte sie sie weg.

Robert schien nichts bemerkt zu haben. Er streckte die zitterige Hand aus und deutete in die Zimmerecke. »Dort in der obersten Schublade der Kommode liegt ein Umschlag. Bitte sei so gut und bring ihn her.«

Elisabeths Herz schlug höher. Vielleicht brauchte sie ihren Onkel gar nicht um Geld zu bitten, vielleicht besaß er einige Ersparnisse, die er ihr übergeben wollte. Im gleichen Augenblick schämte sie sich fürchterlich für diesen Gedanken. Wie konnte sie an Geld denken, während ihr Onkel im Sterben lag?

Wenn nur die Last der Schulden nicht so erdrückend wäre, wenn sie nur einen anderen Ausweg wüsste!

»Lizzy, mein Kind?«

»Verzeih, Onkel, ich war in Gedanken.« Sie stand auf, ging zur Kommode und nahm den Umschlag heraus, der zuoberst auf den frisch gebügelten Taschentüchern lag. Er war flach, schien nicht mehr als einen oder zwei gewöhnliche Briefbögen zu enthalten. Sie kehrte ans Bett zurück. »Dieser hier?«

Robert nahm den Umschlag entgegen und fuhr mit den Fingern über das vergilbte Papier. »Ich habe diesen Brief vor Jahren verfasst, aber nie abgeschickt. Ich habe auf den richtigen Moment gewartet, und irgendwann war es zu spät.«

Elisabeth runzelte die Stirn. »Es steht keine Anschrift darauf.«

»Ich weiß.« Er drückte ihr den Umschlag in die Hand. »Mein Vater, ich habe ihm großes Unrecht getan.«

»Was für ein Unrecht? Wovon sprichst du?« Elisabeth erinnerte sich nicht an ihren Großvater, der starb, als sie noch ein Kind war. Sie hatte nie mit ihrem Onkel über ihre Familie in Deutschland gesprochen. Sie wusste nichts über ihre Eltern, besaß nicht einmal ein Foto von ihnen. Bloß eins ihrer Großmutter als junge Frau, in dem Medaillon, das sie um den Hals trug. Wann immer sie das Thema angeschnitten hatte, war Robert ihr über den Mund gefahren. So sanftmütig und gütig ihr Onkel gewesen war, wenn das Thema auf Deutschland, auf seinen Vater und seinen Bruder kam, wurde er barsch und blockte ab.

»Sie sind alle tot«, pflegte er zu sagen. »Lass sie ruhen. Vielleicht haben sie ja ihren Frieden gefunden.«

Irgendwann hatte Elisabeth es aufgegeben zu fragen und versucht, das Loch zu ignorieren, das der Verlust ihrer Familie in ihr Herz gerissen hatte.

»Nimm den Brief. Und entscheide, was damit geschehen soll, wenn ich nicht mehr bin.«

»Aber ich weiß doch gar nicht ...« Elisabeth fuhr über die Kante des Umschlags.

»Du wirst es wissen, wenn es so weit ist. Du wirst das Richtige tun, da bin ich sicher.« Robert schloss die Augen, sein Atem zischte leise.

»Ja, Onkel.« Sie drückte seine Hand.

Er öffnete die Augen wieder. »Noch etwas, mein Kind. Es ist alles niedergeschrieben, aber du sollst es jetzt erfahren, aus meinem Mund.« Er holte einige Male tief Luft, jedes Wort schien ein Kraftakt zu sein.

»Was denn?«

»Seydell. Du erinnerst dich nicht. Du warst zu klein, als man dich fortbrachte. Einst war es das schönste Gestüt im ganzen Reich.« Er lächelte, dann versteinerte sein Gesichtsausdruck. »Doch das ist lange her.« Sein Blick ging in die Ferne, wieder schloss er die Augen.

Elisabeth drückte seine Hand, doch er erwiderte den Druck nicht. O nein! »Onkel Robert? Bitte verlass mich nicht«, flüsterte sie.

Ein Pfeifen entfuhr seiner Kehle. »Seydell. Ihr beide ... werdet es erben. Ein neuer Anfang ... nach all dem Zwist und Leid.«

Elisabeths Herz schlug schneller. Sie wusste, dass es einmal ein Gestüt im Besitz der Familie gegeben hatte. Irgendwo im Norden Deutschlands. Sie selbst war dort geboren. Aber sie war immer davon ausgegangen, dass es längst nicht mehr existierte. »Ich verstehe nicht, Onkel. Wovon sprichst du? Und wen meinst du mit ›ihr beide?‹«

Robert antwortete nicht. Reglos lag er da, die Augen geschlossen, die Arme schlaff auf der weißen Decke. Nur das unruhige Auf und Ab seiner Brust und das leise Pfeifgeräusch, das dabei zu hören war, verrieten, dass er noch atmete.

Elisabeth war mit einem Mal nicht sicher, ob er lediglich fantasierte. Ob er in die Vergangenheit abgedriftet war, den Bezug zur Realität bereits verloren hatte und sich bloß einbildete, dass es das Gestüt noch gab.

Sie wartete, aber er öffnete die Augen nicht wieder. Noch einmal bewegte er die Lippen, murmelte etwas Unverständliches, im nächsten Augenblick war er eingeschlafen.

Elisabeth wartete noch eine Weile, dann drückte sie ihrem Onkel einen Kuss auf die Stirn und erhob sich vom Bett. Der Kloß in ihrer Kehle war so groß, dass sie fürchtete, daran ersticken zu müssen. Sie trat ans Fenster und sah auf die Koppel hinunter. Ein Gestüt in Deutschland, war das wirklich möglich? Sie versuchte sich zu erinnern, wie es ausgesehen hatte, schließlich hatte sie die ersten drei Jahre ihres Lebens dort verbracht. Doch ihr Gedächtnis war leer.

Trotzdem ließ der Gedanke sie nicht los. Ein Hoffnungsschimmer, ein möglicher Neuanfang. Vielleicht sogar die Erfüllung ihres Traums. Irgendwo in ihrer fremden Heimat. Auf Seydell.

Lüneburger Heide, August 1889

»Nicht da hinunter, Luise! Der Abhang ist zu steil!«

»Sei nicht so ein Hasenfuß, Alexander von Seydell!« Luise trat ihrer Stute in die Seite und preschte los. Erde spritzte, Steine flogen.

Alexander hielt den Atem an. Er zögerte nur kurz, dann lenkte er seinen Wallach ebenfalls auf den steinigten Pfad. Er war kein Feigling, weiß Gott nicht. Und er war ein ausgezeichnete Reiter. Doch es lag nur ein schmaler Grat zwischen Mut und Leichtsinn. Ein Grat, den Luise Capellan nur allzu gern überschritt, gerade so, als wollte sie das Schicksal herausfordern.

So schnell es ging, galoppierte Alexander ihr hinterher, darauf bedacht, zwischen den Steinbrocken den sichersten Weg für seinen Wallach zu finden. Als er den Fuß des Hügels erreicht hatte, war er ebenso schweißgebadet wie sein Tier. Ohne das Tempo zu drosseln, schaute er sich um. Von Luise keine Spur. Doch er wusste, in welche Richtung sie geritten war. Er trieb das Pferd zur Eile an, setzte über die Hecke, die zwischen ihm und seinem Ziel lag, und schon tauchte am Rand des Birkenwäldchens die alte Schäferhütte mit dem halb eingefallenen Dach auf. Ihr geheimer Treffpunkt.

Als Alexander näher kam, sah er, dass Luisens Stute ohne Reiterin vor der Hütte stand und unruhig den Kopf schüttelte.

Gütiger Himmel! Hatte das Tier Luise abgeworfen? War sie gestürzt?

Alexander zog die Zügel an und sprang aus dem Sattel.
»Luise!«

»Ich bin hier.« Sie stand im Türrahmen, das Haar vom Wind zerzaust, der weite Rock schmutzig vom Schlamm, die dunklen Augen blitzend. »Du hast doch nicht etwa gedacht ...«

»Herrgott, Luise, eines Tages brichst du dir den Hals.«

»Unsinn. Sei nicht so eine Memme, Alexander.«

Er band die beiden Pferde an und trat zu ihr. »Ich habe Angst um dich, kannst du das nicht verstehen?«

»Du bist süß, wirklich.« Sie strich ihm über die Wange.

»Und du bist die tollkühnste Reiterin, die die Welt je gesehen hat. Wenn Frauen beim Grand National zugelassen wären, würdest du alle Mitstreiter um Längen schlagen.« Er nahm ihre Finger, presste sie an seine Lippen.

»Beim Grand National? Was ist das?«

»Ein Hindernisrennen in England. Man sagt, es sei das gefährlichste Rennen der Welt.«

»Klingt nach etwas, das mir Spaß machen könnte. Aber jetzt will ich dich.« Sie zog ihn ins Innere der Hütte. »Komm rein, mach schon, ich will nicht länger warten.«

Kaum hatten sie die verwitterte Tür hinter sich zugezogen, nahm Alexander sie in die Arme und küsste sie. Er ließ seine Lippen über ihren Hals wandern, über die Stelle unterhalb ihrer Schulter, wo die Haut so zart und weich war, und zerrte dabei ungeduldig an den Bändern ihres Mieders.

»Ach, jetzt hast du es plötzlich eilig, Alexander von Seydell«, neckte Luise und nestelte an seiner Hose.

»Du treibst mich in den Wahnsinn, Luise«, stöhnte er.

Sie ließen sich ins Heu fallen, Alexander schob ihre Röcke hoch, und in dem Moment, als er sich mit ihr vereinigte, war alles andere vergessen. Es gab nur Luise und ihn, und

was sie verband, war so groß, so allumfassend, dass es seine ganze Welt umspannte.

Erst nachher, als er atemlos auf dem Rücken neben ihr lag, den Geruch ihrer Haut noch in der Nase, dachte er wieder daran, wie sie den Abhang hinuntergaloppiert war.

»Ich habe Angst, dich zu verlieren, Luise. Ich könnte es nicht ertragen, ohne dich zu sein.«

Sie drehte sich zu ihm, stützte den Kopf auf die eine Hand und ließ die Finger der anderen über seinen nackten Bauch gleiten. »Ist das wahr, Alexander?«

»So war es immer schon, und das weißt du auch.«

Seit sie als Kinder auf ihren Ponys durch die Heide geritten waren, war Luise der Mittelpunkt seines Lebens gewesen. Und schon damals hatte er sich ständig um sie gesorgt. Die jüngste Tochter des strengen Pfarrers Wilhelm Capellan war bereits als kleines Mädchen ein Wildfang gewesen. Zu Hause fügte sie sich, dort blieb ihr keine Wahl, doch sobald sie den Fängen ihres unerbittlichen Vaters entkam, schlug sie über die Stränge, kletterte auf die höchsten Bäume und sprang von der Brücke in die Seyde. Am waghalsigsten gebärdete sie sich, wenn sie im Sattel saß. Niemand ritt so tollkühn wie sie. Nicht einmal Alexanders Vater, der alte Otto von Seydell, hatte es in seinen jungen Jahren so wild getrieben, obwohl man ihm nachsagte, dass er damals der beste Reiter im ganzen Landstrich gewesen sei.

Alexander betrachtete Luise, die sich aufgesetzt hatte und ihre Bluse zuknöpfte. Sie sah plötzlich ernst aus. Fort war die furchtlose Reiterin, die leidenschaftliche Geliebte.

Er erinnerte sich daran, wie sie sich zum ersten Mal geliebt hatten. Es war Luise gewesen, die ihn in die Hütte ge-

zogen, die seine Hand geführt hatte, während er selbst bloß auf ein paar scheue Küsse aus gewesen war.

Für einen kurzen, schrecklichen Augenblick dachte er, dass es für sie nicht das erste Mal war, so zielstrebig hatte sie ihm gezeigt, was sie wollte.

Jetzt stand sie auf und klopfte sich das Heu aus dem Rock.

Alexander erhob sich ebenfalls. »Musst du schon fort?«

»Vater denkt, dass ich nur eben ein paar Briefe aufgebe. Wenn ich zu spät zurückkehre ...«

»Diese Heimlichkeit muss ein Ende haben, Luise.«

»Und wie stellst du dir das vor?«

»Heirate mich.«

Sie senkte den Kopf. »Ach, Alexander.«

Er fiel auf die Knie, ergriff ihre Hand. »Luise Capellan, seit ich denken kann, liebe ich dich. Ich will jeden Tag neben dir aufwachen, ich will für dich sorgen, dich beschützen, dir jeden Wunsch erfüllen. Werde meine Frau, und du machst mich zum glücklichsten Mann der Welt.«

»Steh auf, Alexander.« Ihre Stimme klang merkwürdig tonlos.

Er erhob sich, sein Herz klopfte so wild, dass er glaubte, es müsse ihm aus der Brust springen. Er würde mit Luise glücklich sein. Nicht auf Seydell, dort konnte er nicht bleiben. Wenn Ludwig eines Tages das Gestüt erbte, musste er fortgehen, das war unvermeidlich. Doch bei seinem Geschick mit Pferden bekäme er überall eine Anstellung, er würde für Luise sorgen können, wohin auch immer das Schicksal sie verschlug.

»Was ist, Luise?« Er sah in ihre unergründlichen, dunklen Augen. »Sag Ja, worauf wartest du?«

»Ich kann nicht.« Sie senkte den Blick.

»Aber warum nicht?«

»Weil ich verlobt bin.«

Ein glühender Dolch durchbohrte sein Herz. »Das ist nicht wahr!«

»Doch, Alexander.« Sie sah ihn an. »Ich werde deinen Bruder heiraten.«

»Ludwig? Aber...«

»Ich bin die Tochter eines armen Landpfarrers, Alexander. An Ludwigs Seite werde ich eines Tages Herrin von Seydell sein, dem angesehensten und schönsten Gestüt im ganzen deutschen Kaiserreich.«

»Aber du liebst ihn doch gar nicht. Und er liebt dich nicht.«

Sie schüttelte den Kopf. »Du verstehst das nicht.«

»Ludwig ist kein guter Mensch, Luise. Er wird dir wehtun. Er wird dich unglücklich machen.«

»Das wird ihm nicht gelingen.« Sie lächelte. »Denn ich habe ja dich.« Sie umfasste sein Gesicht. »Für uns muss sich nichts ändern, Alexander.«

Er schob sie weg, wich zurück. »Das ist nicht dein Ernst.«

»O doch, das ist es«, sagte sie, und mit einem Mal lag Bitterkeit in ihrer Stimme. »Was verstehst du schon davon? Du bist ein Träumer, du weißt nichts vom Leben. Für dich gibt es nur deine Pferde. Aber das ist nicht alles, es existieren noch mehr Dinge da draußen, und ich möchte daran teilhaben, ich möchte nicht bis in alle Ewigkeit die arme Pfarrerstochter bleiben. Ich will ein Leben. Ich will Kleider, ich will reisen, ich will etwas von der Welt sehen. Ludwig kann mir all das bieten. Von dir habe ich nichts zu erwarten, außer ein

paar leidenschaftlichen Augenblicken mit einem Landburschen, der nach Stall riecht.«

Alexander schluckte hart. »Ich wusste nicht, dass du das so siehst, Luise.« Er verschränkte die Arme. »Dann solltest du jetzt wohl besser gehen.«

Sie sah ihn traurig an.

»Geh!«, fuhr er sie an. »Scher dich fort. Ich will dich nicht mehr sehen.«

»Das also ist deine ganze Liebe? So schnell lässt du mich fallen?« Sie schüttelte den Kopf. »Also gut, wie du meinst. Lebe wohl, Alexander.« Sie wandte sich ab und ging nach draußen, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Alexander hörte ein Pferd schnauben, kurz darauf ertönte Hufschlag, der allmählich leiser wurde. Kaum war er ganz verklungen, lehnte Alexander sich mit dem Rücken gegen die Stallwand. Er betrachtete seine Hände, die noch immer nach Luise dufteten. Sie waren schmutzig und rau von der Arbeit mit den Pferden. Niemals hätte er gedacht, dass Luise sich daran stören könnte. Er ballte die Faust und rammte sie ins Holz. Einmal. Zweimal. Wieder und wieder.

Sandringham, Dezember 1947

Sandringham, 23. Oktober 1942

Lieber Vater,

bitte entschuldige, dass ich so lange gebraucht habe, um Dir zu antworten. Deine Zeilen haben mich derart aufgewühlt, dass ich mich erst fassen musste. Um die Wahrheit zu sagen, war mein erster Impuls, auch diesen Brief unbeantwortet zu lassen. Aber das kann ich nicht, nicht mehr. Du hast recht, wir sollten unseren Zwist begraben, uns endlich versöhnen.

Es gibt so viel, was ich Dir sagen will, doch wo beginnen? Ich war nie ein Mann großer Worte, und ich glaube, das trifft auch auf Dich zu. Einige Dinge jedoch müssen niedergeschrieben werden...

Elisabeth ließ das Blatt sinken. Sie brachte es nicht über sich, den ganzen Brief noch einmal zu lesen. Sie hatte es getan, wieder und wieder, und dennoch blieb seine Bedeutung ihr verborgen. Welches Geheimnis hatte ihr Onkel gehütet? Was für einen Zwist hatte er mit seinem Vater gehabt? Und wieso hatte er ihm neun Jahre nach dessen Tod einen Brief geschrieben, als würde er noch leben?

Sie faltete das Papier und schob es in ihre Manteltasche, dann tätschelte sie der Schimmelstute den Hals. Sie hieß Snow Queen und war Elisabeth seit Kindertagen vertraut. Oft war sie als junges Mädchen in Snow Queens Box geschlüpft und hatte bei ihr Trost gesucht, wenn sie Kummer

gehabt hatte oder einsam gewesen war. Die Stute hatte sie immer verstanden.

Snow Queen stupste sie sanft mit dem Maul an.

»Ich wünschte, du könntest reden«, sagte Elisabeth und vergrub das Gesicht in ihrem warmen Fell. »Dann könnte ich dich um Rat bitten.« Tränen stiegen in ihr auf, sie weinte still.

Onkel Robert war nicht mehr aufgewacht, nachdem er ihr den Brief überreicht und von der Erbschaft gesprochen hatte. Elisabeth hatte sich in einer kleinen Pension in King's Lynn eingemietet und von morgens bis abends an seinem Bett gewacht. Wieder und wieder hatte sie den Brief hervorgeholt und die Zeilen überflogen, in der Hoffnung, einen Sinn darin zu finden, der ihr bisher verborgen geblieben war. Sie hatte gehofft, Robert würde noch einmal das Bewusstsein wiedererlangen, um ihr zu erklären, was das alles zu bedeuten hatte. Vergeblich. Noch zwei Tage hatte er gelebt, dann hatte sein Herz aufgehört zu schlagen.

Das war eine Woche her. Vorgestern war Robert von Seydell auf dem Friedhof von King's Lynn beerdigt worden, und vor einer Stunde hatte ein Anwalt das Testament verlesen. Es war, wie ihr Onkel gesagt hatte, sie erbt das Gestüt Seydell, gelegen bei einem Dorf namens Birkmoor in der Lüneburger Heide, bestehend aus einem Herrenhaus, Stallungen und weiteren Nebengebäuden sowie mehreren Hektar Weideland. Sie teilte sich die Erbschaft mit einem gewissen Javier de Castillo y Olivarez, einem Spanier, der irgendwo in der Nähe von Pamplona lebte, wo auch immer das sein mochte. Wer dieser Señor de Castillo sein mochte, war ihr ein Rätsel. Ihr Onkel hatte den Namen nie erwähnt.

Der Funke Hoffnung, der aufgeglommen war, als Robert das Gestüt bei ihrem letzten Gespräch erwähnt hatte, war rasch verloschen. Ja, es war ihr Traum, ein Leben mit Pferden zu führen. Aber ganz bestimmt nicht in Deutschland, dem Land, das ihnen diesen Krieg mit all seinem Leid beschert hatte, das ihren Hugh zerstört und ihren geliebten Onkel und dessen Vater entzweit hatte.

Zwar sprach sie Deutsch, denn Robert hatte immer in seiner Muttersprache mit ihr geredet, wenn sie beide allein gewesen waren, aber davon abgesehen verband sie nichts mit dem Land, in dem sie zur Welt gekommen war. England war ihre Heimat, ihr Zuhause, hier wollte sie leben.

Und selbst wenn sie bereit gewesen wäre, nach Deutschland zu gehen, wäre es nicht möglich gewesen. Sie musste Hughs Schulden zurückzahlen, das konnte sie nur, wenn sie ihr Erbe verkaufte. Zumal sie ja auch noch diesen Javier auszahlen müsste, wenn sie Seydell behalten wollte.

Es gab also nur einen Weg. Sie musste den Spanier ausfindig machen, so schnell es ging, und das Gestüt verkaufen. Dann hätte sie ausreichend Geld, um Mr Smith loszuwerden. Und vielleicht wäre auch noch genug übrig, um aus London fortzuziehen, irgendwo aufs Land, wo es Pferde gab, weite Landschaft und frische Luft und wo sie noch einmal von vorn anfangen konnte.

Elisabeth löste ihr Gesicht von Snow Queens Hals und wischte die Tränen fort. Ein leiser Schauer durchlief die Stute. Elisabeth strich ihr dankbar über das samtweiche weiße Maul. Was hätte Onkel Robert wohl gesagt, wenn er gewusst hätte, dass sie Seydell verkaufen würde? Bestimmt hätte er sich gewünscht, dass sie das Gestüt behielt. Er hatte

ja nichts geahnt von der schrecklichen Schuldenlast. Zum Glück hatte sie seine letzten Stunden nicht mit diesem Wissen belastet.

Ein letztes Mal klopfte Elisabeth Snow Queen auf den Hals, dann trat sie aus der Box und verriegelte sie. Morgen früh ging ihr Zug nach London. Sie hatte auf der Arbeit Bescheid gegeben und auch ihre Vermieterin angerufen. Die hatte ihr berichtet, dass ein Mr Smith sich nach ihr erkundigt habe. Der würde sich hoffentlich für eine Weile vertrösten lassen, wenn Elisabeth ihm von dem Erbe berichtete und erklärte, dass es einige Wochen dauern konnte, bis der Verkauf in die Wege geleitet war.

Es dämmerte, als Elisabeth aus dem Stall auf den Hof trat. Ein Knecht mit einer Schubkarre voller Stroh kam vorbei und grüßte sie mit einem Kopfnicken. Elisabeth blieb einen Moment lang stehen, ließ den Blick über die hufeisenförmig angeordneten Stallgebäude schweifen, das schmiedeeiserne Eingangstor, den Uhrturm über dem Haupthaus. Wehmut erfüllte ihr Herz. Das hier war ihr Zuhause gewesen, so viele Jahre lang. Sie würde es wohl nie wiedersehen.

Bevor ihr erneut die Tränen kamen, straffte sie die Schultern und schritt auf das Tor zu. Sie musste nach vorn schauen, nicht zurück. Die Vergangenheit war für immer verloren, was ihr blieb, war die Zukunft.



Kapitel 2

Lüneburger Heide, August 1889

»Sieh nur, wie gut sie sich entwickelt hat.« Otto von Seydell deutete auf ein schwarzbraunes Fohlen, das munter über die Weide sprang. »Sie ist schon fast so groß wie die anderen, sie wird eine prachtvolle Stute werden, schau dir ihre Beine an, wie elegant sie sich bewegt.«

Alexander murmelte eine Zustimmung und betrachtete das Fohlen nicht ohne Stolz. Es war zu früh auf die Welt gekommen, Alexander und sein Vater hatten es mit vereinten Kräften aus der Mutter herausziehen müssen, und dann hatte es zitternd im Stroh gelegen, zu schwach, um aufzustehen und zu trinken. Sie hatten überlegt, es rasch von seinen Leiden zu befreien. Doch dann hatte Alexander beschlossen, wenigstens einen Versuch zu wagen, das Kleine aufzupäppeln. Viele Stunden hatte er bei dem Tier im Stall verbracht, um ihm beim Trinken zu helfen und es mit Extraportionen zu versorgen, damit es zu Kräften kam. Die Mühe hatte sich gelohnt.

»Wir sollten überlegen, sie zu behalten und nicht mit den anderen Fohlen zu verkaufen«, sagte er und dachte unwillkürlich, was für ein schönes Reittier aus dem Fohlen werden

würde, wie perfekt es für Luise wäre. Das glänzende Fell war von der gleichen Farbe wie ihr Haar und das Temperament genauso ungezähmt.

Er ballte die Faust. Zwei Wochen waren vergangen, seit Luise ihm eröffnet hatte, dass sie Ludwig heiraten wollte. Seither hatten sie sich nicht gesehen, und Alexander hatte sich immer wieder gefragt, ob er sich ihre Worte und den Streit danach bloß eingebildet hatte, ob er sich falsch erinnerte, ob seine Angst davor, Luise zu verlieren, ihm den Verstand raubte. Er hatte bisher nicht gewagt, seinen Bruder darauf anzusprechen, das hätte es zu real gemacht. Andererseits war es lächerlich, die Augen vor der Wahrheit zu verschließen. Wenn es stimmte, wäre es besser, sich nicht länger Illusionen hinzugeben. Alexander sah seinen Vater an. Ob er von der heimlichen Verlobung wusste?

»Was ist los, mein Sohn?« Otto zog die Brauen zusammen. Er war blass heute Morgen, und beim Absitzen vom Pferd hatte er kurz das Gesicht verzogen, als hätte er Schmerzen.

»Nichts, Vater.« Alexander ließ seinen Blick schweifen. Sie standen bei einer der Koppeln am Westufer des kleinen Flüsschens Seyde. Etwas weiter flussaufwärts lag die Mühle mit dem Mühlteich und jenseits der Seyde, hinter einer schmalen Holzbrücke, das mächtige Hoftor, rechts und links gesäumt von einer Mauer, hinter der die reetgedeckten Dächer der Stallungen aufragten. Wie alle Gebäude auf Seydell war auch die Mauer aus rotem Backstein gebaut.

Vom Tor aus verlief in beide Richtungen eine Allee, die einerseits zum Herrenhaus, andererseits parallel zur Seyde auf das kleine Dorf Birkmoor zuführte. Im Frühsommer blühten dort die Linden und verbreiteten ihren betörenden

Duft. Doch jetzt, Ende August, erkannte man bereits die leichte Gelbfärbung der Blätter, die den nahenden Herbst ankündigte. Am Morgen hatte noch die Sonne geschienen, doch nun näherte sich vom Dorf her eine graue Wolkenwand. »Wir sollten uns sputen«, sagte Alexander. »Ich glaube, es zieht Regen auf.«

»Wie du meinst, Junge. Lass uns noch rasch nach der Koppel hinter der Mühle sehen, bevor wir zurückreiten.« Otto griff nach den Zügeln seines Wallachs, um wieder aufzusitzen, hielt jedoch mitten in der Bewegung inne und rieb sich über den linken Oberarm.

»Geht es dir nicht gut, Vater?«, fragte Alexander besorgt.

»Nur ein Stechen, das ist gleich vorüber.« Schwer atmend wischte Otto sich mit dem Ärmel über die Stirn.

»Du solltest dich setzen«, sagte Alexander. »Ich kann ins Dorf reiten und den Arzt holen.«

»Unsinn.« Sein Vater winkte ab. »Ich bin nur etwas müde.«

»Ich kann allein bei der anderen Koppel nach dem Rechten sehen.«

Otto nickte. »Ich weiß, mein Sohn.« Wieder rieb er sich die Stirn, kleine Schweißperlen glänzten unterhalb des grauen Haaransatzes.

Zum ersten Mal bemerkte Alexander, wie stark sein Vater in den letzten Jahren gealtert war. Er war im fünf- undsechzigsten Lebensjahr, und man sah ihm die Bürde der Verantwortung an, die er seit Jahrzehnten trug. Früher hatte Alexander geglaubt, sein Vater wäre unbesiegbar. Er hatte die Zügel immer fest in der Hand gehalten, die seiner Familie ebenso wie die des Gestüts. Doch in letzter Zeit hatte Alexander ein ums andere Mal beobachtet, wie schwer

seinem Vater manche Aufgaben fielen, die er früher nebenher verrichtet hatte. Anders als andere Gestütsbesitzer hatte Otto von Seydell es sich nie nehmen lassen, selbst im Stall Hand anzulegen, beim Ausmisten zu helfen oder nach den Tieren zu sehen. Zwar hatte er ausreichend Personal für alle Arbeiten, die auf dem Gestüt anfielen, aber einerseits liebte er den Umgang mit den Pferden viel zu sehr, als dass er darauf verzichtet hätte, und andererseits machte es ihm niemand wirklich gut genug. Niemand außer Alexander.

»Was würde ich nur ohne dich machen, mein Sohn?«, sagte er nun.

»Du hast auch noch Ludwig«, erinnerte Alexander ihn.

Otto winkte ab. »Wir wissen beide, dass er mit Mühe unterscheiden kann, wo beim Pferd der Kopf und wo das Hinterteil ist.«

»Sei nicht ungerecht, Vater. Ich glaube, dass er mehr von der Pferdezucht versteht, als du ihm zutraust. Du musst ihm nur eine Gelegenheit geben, es dir zu beweisen.«

»Du siehst in allen Menschen nur das Gute, Alexander.«

»Und?« Alexander klopfte seiner Stute auf den Hals. »Ist das denn falsch?«

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Nein, mein Sohn. Aber du solltest nicht blind sein gegenüber den Schwächen deiner Mitmenschen. Sonst wirst du zu oft enttäuscht.«

Alexanders Gedanken schossen zu Luise. Vielleicht hatte Vater recht, vielleicht war er zu gutgläubig. Er fasste sich ein Herz. »Wusstest du, dass Ludwig... dass er eine Braut gefunden hat?«

Otto von Seydell hob die Brauen. »Hat er das?«

»Luise Capellan.«

